

Der Zeichner der Vergessenen

Der Zeichner von Berlin O und Berlin N, Heinrich Bille, wäre am 10. Jänner 80 Jahre alt geworden, wenn ihn nicht sein züliges Geschick im Spätsommer des Jahres 1929 hätte sterben lassen. Für die Darsteller der ungeschminkten Wahrheit wäre später kein Platz in seinem Berlin gewesen; Bille ohne Berlin wäre aber wie ein Fisch ohne Wasser. Der Alte mit dem struppigen Bart und dem breiten, schwarzen Schlapphut sprach nicht hochdeutsch, er sprach, wie man spricht, wo er zu Hause war. „Vater Bille“, der sein geliebtes „Mülljöh“ brauchte, hat die Welt, seine Welt, die er mit „Schnepperchen“ dem „Löwen des Ostens“ und der „Niese mit's Nahoje“ teilte, zur rechten Zeit verlassen, zu einer Zeit, da man die Schreden der Vergangenheit schon vergessen hatte und die der Zukunft noch nicht kannte, da man hoffnungsfroh war, — vielleicht allzu sehr.

1924 hatte man Vater Bille zum Mitglied der Akademie gewählt, was den völkischen „Reidericus“ zu dem Schrei veranlaßte, den der Zeichner schmunzelnd in der kurzen Skizze seines Lebenslaufes selbst zitiert: „Der Berliner Abort- und Schwangerchaftszeichner Heinrich Bille ist zum Mitglied der Akademie der Künste gewählt und vom Minister bestätigt worden. Verhülle, o Muse, dein Haupt!“

Ihm war nicht darum zu tun, Mitglied der Akademie zu werden; wie wenig er auf derlei hielt, bewies er durch die Tatsache, daß er sich das „nicht gerade heitere, von wenig Sonne erhellte Feld, den fünften Stand, die Vergessenen“ zum Schauplatz seiner Tätigkeit, zum Modell gewählt hatte. Er liebte sie, diese Gestalten in den Destillen und Kellerkneipen, die Bettler, Ruhhalter und Straßenmädchen, die blaffen Kinder um den Schlesiischen Bahnhof und im Norden. Ihm waren sie so, wie sie waren, eine „Welt für sich, — die man besäupft, aber nicht heilt“. Er kannte diese Welt und verstand sie, weil er ihr entstammte. Seinen Vater bezeichnete er als den „ältesten Inhaftierten des Schuldgefängnisses, den die Gläubiger jahrelang festhielten“. Seine Mutter verfertigte aus Tuch- und Pelzresten Tintenvischer in Gestalt von Schweinchen, Hunden, Katzen und Mäusen, die der Junge nach der Schule

in den Papiergeschäften und Schreibwarenhandlungen von Berlin O verkauft.

Von Akademie der Künste, Kupferstechlaboratorium und Nationalgalerie, wo seine Skizzen und Radierungen schließlich Aufnahme fanden, war ihm an der Wiege nichts gesungen worden. 1872 wollte der Bierzehnjährige „Lithograph lernen“. Denn Handwerk hatte zu jener Zeit

gand“, fanden Anhang und brachten auch etwas ein. Heinrich Bille, das wurde ein Begriff, wie Käthe Stollwoj. Sein Herz gehörte denen, die in den feuchten Mietkajernen hausten, zehn und mehr in einem Zimmer, Männer, Frauen und Kinder; Vater, Mutter, Großmutter und die Bettgeher, gesund oder krank, nüchtern oder betrunken. Er kannte ihr Leben, das so wenig vor-

nehm, so wenig ästhetisch auf die vornehmen Aestheten des Tiergartenviertels wirkte, daß es lange Zeit dauerte, ehe man diese Art hinnahm, die es ablehnte, den Mantel der Eigenliebe über die Gestalten zu breiten, die in Wohnungen verbannt waren, „mit denen man Menschen genau so gut töten kann, wie mit einer Art“. Er war nicht bereit, es einfach hinzunehmen, daß, wenn man die „Vergessenen“ schon ihrem Schicksal überließ, man auch noch die Augen vor diesem Schicksal verschloß. Er machte sich keine Illusionen, er wußte, daß er das Los seiner Strophulösen, tuberkulösen, kleinen Freunde in den Gassen der Großstadt mit seinen Zeichnungen nicht verbessern würde, aber sie waren da, sie lebten zwischen den grauen Hausmauern ihrer armen Quartiere, und sie starben ebenso laut oder leise, ebenso trostlos, wie sie gelebt hatten, inmitten der Luft, die voll Verzweiflung war, voll Krankheit, Alkohol und harter Liebe. Heinrich Bille kam zu ihnen in die Schnapsbütiken, denn er gehörte zur Familie derer, die sie belebten.

Trotzdem, er zeichnete die schwangeren Weiber, Aber waren sie in Ber-

„Wenn ich will, kann ich Blut in den Schnee spucken.“



noch goldenen Boden und wenn man noch Talent dazu besaß, das der Bub beim Zeichner Spanner in der Blumenstraße ausbilden ließ, dann waren die Aussichten nicht schlecht. In den Werkstätten brachte man ihm den Runddruck bei und später die Technik des Lichtdrucks, der Linolographie und Photogravure. Zwischendurch zeichnete er für sich nach der Natur. Aber erst mit fünfzig wurde er Zeichner von Beruf, wenn er sich auch schon 1901 von den Freunden hatte überreden lassen, in der ersten Schwarz-Weiß-Ausstellung der Berliner Sezession auszustellen. Damals „war man entzückt über die Verunglimpfung Berlins und seiner Einwohner“. Bille war das ziemlich „piepe“. Er zeichnete grimmia schmunzelnd drauflos, seine Bilder erschienen im „Simplicissimus“ und in der „Ju-

lin O und N nicht ständig schwanger, und hätte er nicht lügen müssen, wenn er sie unentwöhnt gelassen hätte?!

Er haßte nicht. Er überfaß nichts, er kannte auch die Zusammenhänge, aber er haßte nicht. Er bedeckte alles mit seinem schmunzelnden, nie laut schallenden, manchmal bitter traurigen Humor, mit jenem milden Lachen, das die Tränen nicht ganz verbirgt. Wie etwa im „Kräuleinskind“, den zwei Bildern vom huckischen Annelin, zu welchen er den Text schrieb, wie er es immer tat:

„Meist sah man die kleine Anna in der Gasse spielen. Ihr gekrümmter Rücken und die zusammengezogenen Beinchen ließen sie nicht mit anderen Kindern umherspringen. Nun ist Annelin im Himmel. Die Engel haben den

Budel aufgemacht, die gequetschten Flügel rausgelassen und geplättet. Sie jubiliert in Luft und Sonne. Auf dem Wege zum Kirchhof, ihrer ersten und letzten Wagenfahrt, gab ihr der Himmel Regengeplätscher für Musik und Tränen. Und doch, der Tod, der alte Gleichmacher, erfreute die Mutter noch. Er verbesserte dem Schöpfer sein Werk. Die gekrümmten Glieder streckten sich und schlank lag Annelin zum ersten Male — aber im Sarg.

„Ja Freilein“, sagte die alte Nachbarin, „so'n keenet Kind is eejentlich erst scheen, wennis tod is!“

Am 9. August 1929 ist Heinrich Bille, der Zeichner des fünften Standes, der Vergessenen, in seiner Zweizimmerwohnung in Berlin gestorben. Ein gütiges Geschick hatte es ihm erspart zu erleben, was nachher kam.

Robert Feldorf.

Fritz Hoff: Der Mond scheint über dem Sa-Tschei-Tal

Kostrot und groß stieg die Mondscheibe hinter den Sa-Tschei-Bergen empor. Das Tal lag still da, aus den kleinen Lehmhütten stieg der Rauch senkrecht nach oben, ganz ruhig war alles, die Bewohner schliefen.

Nicht überall schliefen sie: in der Hütte Su-Fans, des Schmiedes, brannte noch die Öllampe. Um den niedrigen Tisch saßen vier Männer und eine Frau, in der Ecke schliefen die beiden Kinder, um den Mund des Bierjährigen spielte ein Lächeln, die Lampe flackerte und blaste, obwohl kein Luftzug spürbar war. Der Hund lag zusammengesauert zu Füßen Su-Fans, er blinzelte von Zeit zu Zeit aus klugen Augen zu seinem Herrn hin, der sprach. Aufmerksam lauschten die Frau und die drei Nachbarn seinen Worten, und wenn er einen Augenblick schwieg, hörte man ihren erregten Atem gehen, sonst nichts.

Su-Fan, der Schmied, war aus der Stadt zurückgekommen, ein Laifuhrwerk hatte ihn mitgebracht, ganz unerwartet, denn die Geschäfte dort waren auf längere Zeit berechnet gewesen.

La-Be wollte aufmerksam zuhören, aber ihre Gedanken gingen ganz alleine davon, oder eigentlich gingen sie nicht davon, sie kreisten um das Wort, das Su-Fan eben ausgesprochen hatte, das Wort, das ihn heute nach Hause geführt und morgen weit fort führen würde, das Wort Krieg. Es ist wohl immer Krieg, dachte sie, soweit ich zurückdenken kann, ist Krieg. Als ich noch ganz klein war, als Vater starb, da war Krieg. Als ich in der Spinnerei arbeitete, wo die kleinen Seidenfokons so schlecht rochen und mit solcher Vorsicht angefaßt werden mußten, daß sie nicht zerbrächen, da starb die Mutter: es war Krieg. Als ich in die Hütte Su-Fans zog, um sein Lager zu teilen, da starben zwei meiner Brüder: es war Krieg. Als ich ihm die Kinder gebar, war Krieg. Wieder trage ich ein Kind unter dem Herzen, für Su-Fan trage ich es, und wieder ist Krieg. Wird Su-Fan dieses Kind überhaupt sehen? Sie stand hastig auf und zog die Decke über die beiden Knaben, als wolle sie damit einen Schutzwall schaffen.

„Hierher wird der Krieg nicht kommen!“ sagte Pi-Ti, der Alte mit der Narbe, die er hatte, so lange man ihn kannte. „Hierher wird der Krieg nicht kommen. Was gibt es bei uns zu holen? Das bißchen Reis? Unsere Frauen und Kinder? Hundert Millionen Frauen gibt es in China und Tausend Millionen Säde Reis — warum gerade unsere?“

„Nicht das ist es,“ antwortete Su-Fan und nahm einen Schluck Reischnaps aus der Flasche, die vor ihm stand, „nicht das ist es. Heute führen sie nicht Krieg um Reis und Weiber. Heute wollen sie unser Land, den Boden, die Erde — verstehst du?“

Pi-Ti schüttelte den Kopf, und auch die beiden anderen Männer sahen ihn verständnislos an.

„Was sollen sie mit unserem Boden?“ fragte dann Chi-Den. „Er ist trocken und hart, und viel Wasser müssen wir in ihn gießen, damit er Reis trage.“

„Es handelt sich nicht um Reis,“ antwortete Su-Fan geduldig. „Es handelt sich um Boden, um unseren Boden, sonst nichts.“

„Aber was wollen sie denn mit dem Boden, wenn er nichts trägt?“ sagte Pi-Ti hartnäckig. „Und müssen sie dafür Krieg führen?“ Meinen Boden können sie auch so haben, ohne Krieg. Wenn sie mir fünfzig Dollar geben, können sie ihn haben. Ich bin schon so alt, lange kann ich ihn doch nicht mehr bebauen, meine Kinder aber sind in der Stadt. Wenn ich fünfzig Dollar hätte . . .“

Su-Fan unterbrach seine Ueberlegungen: „Weshalb sollen sie den Boden kaufen, wenn sie ihn umsonst haben können?“

„Umsonst?“ höhnte der Bauer Ma-Tschau, „umsonst? Kostet der Krieg kein Geld?“

„Gewiß,“ antwortete Su-Fan, „er kostet Geld, aber nicht ihr Geld, sondern unseres.“

„Das verstehe ich nicht,“ sagte Chi-Den und zeigte, weil er lächelte, zwei verfaulte Vorderzähne unter dem grauen Bart, „wie kann er unser Geld kosten, wenn wir doch keines haben.“

„Du wirst arbeiten für sie, Chi-Den,“ sagte Su-Fan, „und du, Pi-Ti, und du, Ma-Tschau, und ich, Su-Fan, und auch du, La-Be, wir alle werden arbeiten, um ihren Krieg zu bezahlen. Wir werden Säde für sie schleppen müssen und Steine zerschlagen und Straßen bauen und Karren ziehen, und jahrelang werden sie uns die Hälfte unseres Reises nehmen. Wir werden arbeiten müssen. Wir alle. Für ihren Krieg.“ Er schwieg, und alle schwiegen.

„Warum sagst du ‚ihr Krieg‘?“ fragte nun plötzlich La-Be, die wieder hinzugesetreten war, als Su-Fan ihren Namen nannte. „Warum nicht unser Krieg — gegen sie? Wenn sie unsere Arbeit haben wollen — warum geben wir sie ihnen? Wenn sie uns schlagen — warum schlagen wir nicht zurück? Wenn sie unseren Boden nehmen wollen, — warum verteidigen wir ihn nicht?“

Su-Fan nahm wieder einen Schluck, dann wischte er mit dem breiten Handrücken über den Mund und lächelte. „Necht hast du, La-Be. Was du da sagtest, das wollte ich gerade sagen. Warum wehren wir uns nicht?“

„Wie willst du dich wehren ohne Waffe?“ fragte Pi-Ti. „Willst du mit Steinen werfen, wenn ihre großen Vögel kommen und Bomben fallen lassen? Willst du sie beißen mit deinen Zähnen, wenn sie auf dich schreien? Willst du mit Häuten auf sie schlagen, wenn sie Kanonen haben?“

„Ja, das will ich,“ sagte Su-Fan einfach, und alle blickten auf und zu ihm hin. „In der Stadt hörte ich von einem anderen Kriege, in einem anderen Lande, viele tausend Meilen von

hier. Auch dort gab es Krieg, und dort haben Männer wie du und ich denen, die die Gewehre hatten, diese weggenommen. Dort haben sie mit Steinen nach Flugzeugen geworfen, dort haben sie mit den Zähnen in die Finger gebissen, die die Gewehre auf sie abschossen, dort haben sie mit den bloßen Fäusten die Maschinengewehre weggenommen. Das Land, in dem dies geschah, heißt Spanien. Dort kämpften sie, wie wir hier kämpfen müssen. Auch dort ist der fremde Feind eingedrungen in ihr Land, und die eigenen Reichen haben ihm geholfen gegen das eigene Volk. Auch dort ist der Boden hart und trocken, und viel Wasser muß man in ihn gießen, damit er Früchte trägt. Aber sie verteidigen diesen Boden, hart und steinig wie er ist, als sei er pures Gold.“

„Aber warum?“ fragte Pi-Ti. „Warum?“ antwortete Su-Fan. „Einfach, weil er ihr Boden ist, ihr Land, ihre Erde, ihre Heimat. So, wie unser Boden eben unser Boden ist — oder sein wird. Denn er wird es nur sein, wenn wir ihn uns erobern. Und erobern werden wir ihn, indem wir ihn verteidigen. Und dann, wenn er unser Boden ist, werden wir Maschinen haben, die die harte Erde umwenden und die Saat legen, Maschinen werden wir haben, die den Flug ziehen . . .“

„Dummes Zeug,“ unterbrach Pi-Ti, „woher sollen wir die Maschinen nehmen?“

„Du weißt doch, daß es solche Maschinen gibt?“ fragte Su-Fan den Alten. Der nickte. „Jetzt gehören sie denen, die mit dem Feind sind und gegen uns,“ fuhr Su-Fan fort, „aber wenn wir den Krieg gewonnen haben, werden sie uns gehören.“

„Das mag gut sein,“ sagte Pi-Ti, „aber erst müssen wir den Krieg führen, erst müssen wir den Feind schlagen, erst müssen wir die Maschinen erobern.“

„Und können wir das nicht?“ sagte Su-Fan, stand auf und zog den Hosengurt fester. „Wir können es. Wir können es — aber nur alle zusammen. Deshalb bin ich aus der Stadt zurückgekommen — um euch zu holen, und alle Männer des Dorfes. Geht, weckt die anderen. Sie sollen sich fertigmachen bis zum Morgen grauen. Wenn der Mond hinter den Sa-Tschei-Bergen verfinstert, marschieren wir ab.“

„Ihr seid verrückt,“ schrie Pi-Ti, und seine Stimme schrillte, „was wollt ihr im Krieg? Hier in das Tal kommt der Krieg nicht. Oder doch — acht,“ setzte er listig hinzu, „acht, ihr Männer. Dann wird man uns verschonen. Wir bleiben in unseren Hütten, wir bewegen uns nicht, wir werden friedlich sein und den fremden Soldaten von unserem Reis anbieten und von unserem Schnaps — und man wird uns verschonen.“

„Keinen wird man verschonen,“ sagte Su-Fan sehr ernst, und eine steile Falte stand auf seiner Stirne. „Keinen. Krieg wird geführt gegen alle!“

Pi-Ti lachte höhnisch und laut. „Hat man je gehört, daß Krieg geführt wird gegen alte Männer und schwache Weiber?“

„Ja, man hat es gehört,“ antwortete Su-Fan heftig, „in Spanien führen sie diesen Krieg, und in Schanghai auch. Wenn ihr euch nicht wehrt, werdet ihr umkommen. Greife, Frauen, Kinder — alle werdet ihr umkommen. Unerbittlich ist der Feind — auch wir müssen unerbittlich sein.“

„Lächerlich,“ sagte Pi-Ti und wandte sich zur Türe. „Nacht, was ihr wollt. Ich werde hier bleiben. Gegen mich führt keiner Krieg.“

„Auch gegen dich, Pi-Ti,“ sagte Su-Fan. „Krieg gegen alle.“

„Ein letztes Mal,“ sagte Pi-Ti, schon im Rahmen der schmalen Türe, „wenn ihr euch friedlich zeigt, wird man euch verschonen.“ Er

Ein Menschenfreund

ging, und seine schwerfälligen Schritte tappten durch die Nacht.

„Vielleicht hat der Alte recht," sagte nun Chi-Den, „wenn wir friedlich sind, wird man uns verschonen. Ich will keinen Krieg — ich will leben." Und er wandte sich ebenfalls zum Gehen.

„Dummkopf," rief Su-Fan, und seine Stimme war verzweifelt, „Dummkopf. Leben wollen wir alle. Darum müssen wir ja Krieg führen — weil man uns alles, auch das Leben nehmen will."

„Nein, nein," Chi-Den schüttelte seinen kahlen Kopf, „ich kann auch leben ohne dem Krieg." Er schloß die Türe hinter sich.

„Gehe nicht in den Krieg, Su-Fan," sagte nun La-Pe und klammerte sich an Su-Fans Arm. „Was soll aus mir werden, wenn du fällst, was soll werden aus Pao und Sin? Gehe nicht in den Krieg!"

„Gehe ich denn freiwillig?" fragte Su-Fan verwundert. Ra-Tschau sah ihnen zu und sog an seiner kalten Pfeife. „Ich gehe doch, weil man mich zwingt."

„Der zwingt dich, Su-Fan?" sagte La-Pe, und ihre Stimme zitterte.

„Der mich zwingt? Der Feind! Ich will in Frieden hier leben, bei dir, er fuhr La-Pe über die blauschwarzen, glänzenden Haare, „bei den Kindern. Doch der Krieg kommt und reiht mich fort. Der Krieg, den wir erst beenden müssen, um in Frieden leben zu können."

„Dann geh," sagte Ra-Tschau höhnend, „geh, du Tor, und stirb. Wir werden leben bleiben." Er ging grußlos aus der Hütte.

Schweigend packte Su-Fan die Sachen in seinem Beutel zusammen. Schweigend nahm er das Gewehr aus dem Versteck und klapperte mit dem alten, halb eingerosteten Verschuß. Schweigend sah La-Pe ihm zu.

Als Su-Fan den Hügel zu schritt, alleine, hörte er in der Luft ein Brausen, das näher und näher kam, das lauter wurde, immer lauter, das zum Donner anschwell, das drohte und krachte. Er warf sich zu Boden, die vier Bombenflugzeuge tosten brausend über ihn hinweg. Su-Fan barg sein Gesicht zwischen den Händen und presste sich an den Boden, so tief, daß es ihm war, als läge er in einer Kute. Aber durch die geschlossenen Augen drang das grelle Blitzen der explodierenden Bomben und er glaubte noch, seine Trommelfelle würden zerreißen, dann wurde es Nacht um ihn.

Als er wieder zu sich kam, war das Brummen schon lange hinter den Bergen verschwunden. Su-Fan stand auf. Er sah sich um.

Wleich und klein stand die Mondscheibe fast senkrecht über dem Sa-Tschei-Tal. Das Tal lag ganz still da, die kleinen Lehmhütten waren verschwunden, es stieg schon kein Rauch mehr aus den Trümmern, ganz ruhig war wieder alles, fast friedlich, die Bewohner schliefen. Schliefen tief und fest, denn sie waren tot. Im bleichen Licht des Mondes zogen die bläulichen Gasschwaden langsam den Bergen zu.

Einen Augenblick wollte Su-Fan zurück. Aus dem toten Dorf kam kein Laut, kein Kindesweinen, kein Frauenschreien. Es war schon alles vorbei.

Da ging Su-Fan weiter, kräftig schritt er aus, und während die heißen Tränen über seine knochigen Wangen liefen, packte er den Gewehrgurt fester.

Es ist unmöglich, das Gute zu tun, wenn man es nicht kennt; aber es ist ebenso unmöglich, das Gute nicht zu tun, wenn man es kennt. Sokrates.

Nun sind schon viele Monate vergangen, seit eine kleine Schar von Freunden im fernen Kalifornien von dem im Exil verstorbenen österreichischen Sozialisten Max Winter Abschied nahm. Als damals die Todesnachricht zu uns kam, griff sie den Freunden, denen, die Max Winter gut gekannt hatten, schmerzhaft ans Herz. Augen feuchelten sich, wehmütige Gedanken flogen über das Meer, den toten Freund zu grüßen, — und vor den Freunden erstand, während sie seiner gedachten, das Bild dieses Mannes mit dem grauen Knebelbart und den gütigen Augen und sie glaubten sein weiches, freundlich Wienerisch zu hören. . . . Und ihnen fiel ein, daß dieser Oesterreicher, dieser Mann, der nirgends sonst als in Oesterreich hätte wachen können, ausgebürgert worden war, weil er über die Zukunft seines Vaterlandes anders dachte als die durch Ueberlegenheit der Gewalt zur Macht gekommenen. Und sie wußten: ausbürgern hatte man Max Winter können, —

Abend in New York

(Von einem Dachgarten)

Dort hinten liegt der Fluß im Farbenslange Der roten und der grünen Fladerschilber.

Sie hüpfen irtzlichtgleich in schnellem Tanze

Und zaubern in den Wassern Wunderbilder.

Die Wagen rasen. — Ihre Räder surren. —

Die Hochbahnmaschinen knirschen, — ächzen, —

stöhnen. —

Druckpressen stampfen, — und mit dumpfem

Knurren —

In weiter Ferne — brummen Schiffsternen.

Die Luft ist klar. — Viel tausend Sterne

schmücken

Mit goldenem Strahl den düsteren Abend-

himmel.

Wie Diamanten glitzern sie und blitzen

Verwundert auf das bunte Lichtgewimmel.

Frei Weinmann.

sein Oesterreichertum, das fern war aller Gemühtüchtigkeit, allem Kult des „goldenen Herzens" und aller Verherrlichung der „Vordenständigkeit", sein in Herzengüte, Gefühlstiefe, Naturliebe, Liebe zur menschlicheren, weicheren, verständlicheren Art der Menschen seiner Heimat bestehendes Oesterreichertum hatte man ihm nicht nehmen können. Er hatte es mit hinübergenommen über das weite Meer. . . .

Seither ist manchmal in Gesprächen zwischen Freunden, dann etwa, wenn man von Emigrantenschicksalen sprach, Max Winters Name genannt worden. Seltener und seltener. Die „Erneuerung" der Nationen durch den Faschismus kostet ja Menschenopfer unerhört, so viele, daß der Name des einzelnen, auch wenn er uns sehr lieb war, von der Fülle der Namen der Gefallenen in einem Dergewisswinkel zurückgedrängt werden muß. Nun aber werden wir, so lange nach Max Winters Tod, an ihn erinnert durch ein rührendes Dokument, das er seinen Freunden hinterlassen, den Mitredakteuren der „Arbeiter-Zeitung", — eine Handvoll kleiner mit Bleistift beschriebener Blätter, die nach seinem Tode dem Chefredakteur der „Arbeiter-Zeitung" übergeben werden sollten, damit das Schreiben eines Nachrufes für ihn, für

Max Winter, erleichtert werde. Auf diesen Blättern, die erst lange nach seinem Tode zu uns kamen, spricht Max Winter von sich selber.

Dem Freunde ist nicht nochmals ein Nachruf zu schreiben. Wohl aber mögen einige Sätze, die aus jener Niederschrift zitiert werden, das Charakterbild Max Winters ergänzen, den lieben Freund uns noch lieber machen, die Erinnerung an ihn stärken und uns noch fester als bisher an den Sozialismus binden, an diese große und schöne menschliche Grundhaltung, die Menschen wie Max Winter, zu so reinen, guten und durch ihre Güte wirkenden Menschen werden ließ.

Vor vielen Jahren, als Max Winter, schon an der Schwelle des Greisenalters, eine Südamerika-Reise angetreten hatte, schrieb er diese Blätter. Er schrieb sie in der Bahn, als der Zug ihn über die verkürzten Grenzen Süddeutschlands hineintug nach Südbahnen, vorbei an dem einst südsteirischen Badeort Küffer, der jetzt Laško heißt. Im Jahre 1864 war in der Südbahnstation Markt Küffer ein junger Eleve namens Julius Winter eingetreten. Im nächsten Jahre heiratete er die älteste Tochter des dortigen Arztes. Max Winters Eltern sind hier genannt. Auch von ihnen, und damit freilich auch schon von sich selber, von seinem eigenen Wollen, spricht Max Winter in seinen Aufzeichnungen:

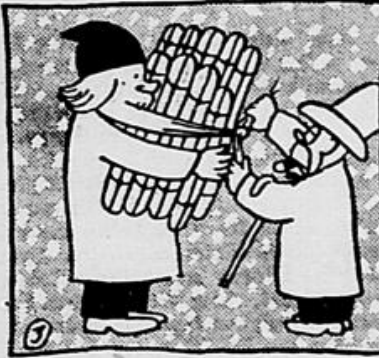
„Die Ehe meiner Eltern war von idealer Liebe getragen. Nur einen Stritt gab es zwischen meinen Eltern, in allem Nummer, in aller Not, die sie zu tragen hatten; den, ob man Kinder prügeln dürfe. Meine Mutter kämpfte heiß gegen die Prügelstrafe. Mein Vater hatte einige Jahre Kadettenschule hinter sich, wo ein eigener Profos zum Prügeln der Kadetten angestellt war. — Hob der Vater den Stock, dann warf sich die Mutter dazwischen und es gab oft schweren Streit. . . . Das waren starke Kindheitseindrücke. Und als mich das Glück meines Lebens in den Kreis der „Kinderfreunde" brachte, da hatte ich auch den Boden gewonnen, auf dem ich den Kampf, den meine Mutter nur in der Familie ausgekämpft, in breiter Front führen konnte. Eine Erfüllung des Sozialismus mit der Peitsche gibt es nicht! Wie oft habe ich diesen Satz in Versammlungen ausgesprochen, wie oft habe ich ihn geschrieben und dieser Satz wird zur Wahrheit werden. So hatte ich das große Glück, das seelische Erbe meiner Mutter antreten und bereichern zu dürfen. . . . Das konnten die Mütter nicht ahnen, was sie mir für ein Geschenk machten, wenn sie mir nach einer Rede es sagten oder mir es schrieben, daß sie nun nicht mehr ihre Kinder prügeln wollten. Das waren meine schönsten Orden. . . ."

Daß es eine Erfüllung des Sozialismus mit der Peitsche nicht gibt — wie einfach und zugleich wie tief ist diese Erkenntnis! Kein Theoretiker hat diesen Satz gesprochen — ein guter Mensch schrieb ihn nieder, verkündete ihn. Weisheit des Herzens ist er entsprungen. Wie sehr erweist sich heute die Wahrheit dieses Satzes, heute, da die argenwollenen Kräfte des Stalinismus uns zeigen, daß durch immer mehr und mehr sich ausweitende Gewalt ein Gewaltstaat geschaffen werden kann, aber keine sozialistische Gesellschaft.

„Gleichen Rang" (wie diese Mitteilungen der Mütter), so schrieb Max Winter, „nahmen in reinem Leben nur noch gute anerkannter Worte ein, die mir Victor Adler schrieb oder gelegentlich sagte. Er war ein strenger Richter. Aber von ihm belobt oder anerkannt



Copyright P. L. B. Box 6 Copenhagen



Adamson hat einen guten Einfall

zu werden, das bedeutete auch etwas . . . Erst nach zwanzigjährigem Ladeln sagte mir Adler einmal: Sie wissen ja, lieber Winter, wenn ich nichts sage, so bin ich zufrieden! — Daß er mir zu hunderten Auffäßen nichts gesagt hatte, durfte ich mir hinterher als Lob deuten — und wie oft hätte mich ein Wort von ihm glücklich machen können! Ich wäre dadurch sicherlich nicht überheblich geworden.“

Mag Winter, der von sich selber sagt, er sei sich sein ganzes Leben hindurch seiner Unzulänglichkeit bewußt gewesen, weil ihm der geordnete Bildungsgang fehlte, und er sei zeitweilig der Gefühlsmanne geblieben, über den Verstandesmenschen manchmal zu einseitig urteilten, bekundete doch, wie durchaus richtig er empfand, durch diese Worte:

„. . . aber tiefe, große Verehrung habe ich nur für einen Verstandesmenschen empfinden können, für Victor Adler. Dieser hat es uns alle durch seine Person gelehrt, daß das wirklich Große nur von Menschen geschaffen werden kann, bei denen Herz und Gehirn in gleich starker und darum glücklicher Mischung mitwirken.“

Wie schön diese Liebe Mag Winters zu Victor Adler! Wie rührend der Hergestalt, der ihn hieß, mit den Zeilen, die von ihm selber sprechen sollten, dem unbegreiflichen Victor Adler ein Denkmal bereichernder Freundschaft zu setzen! Gerade dadurch aber, daß er so ergriffen von Victor Adler sprach, der ja wirklich einer der größten Menschen der neueren Zeit war, gerade dadurch fügte Mag Winter auch dem Bau der Erinnerung an ihn selber tragende Pfeiler ein . . .

Dieser gute Mensch Mag Winter mußte, ja, er mußte, den Weg zu den „Kinderfreunden“ finden. Er hat viel beigetragen zur Ausbreitung dieser Bewegung in allen Gebieten des ehemaligen Oesterreich, er hat den sozialistischen Erziehungsgedanken hinausgetragen in alle Länder Europas, er wurde zum Gründer der sozialistischen Erziehungs-Internationale. Noch sind lange nicht alle Samen

gereift, die er gesät! — So wie Mag Winter gegen die Prügelstrafe kämpfte, so kämpfte er, hierin getreuer Schüler Victor Adlers, gegen den Alkoholismus, warb er für die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken. Dieser Mann ohne geordneten Bildungsgang war besserer, klügerer, aber auch wirkungsvollerer Erzieher als tausend geschulte Pädagogen. Er war ein guter Mensch, der Güte sate in empfängliche Herzen . . .

Nur der Sozialismus konnte einen Menschen solcher Art befriedigen, nur der Sozialismus war die ihm gemäße gesellschaftliche, politische und Lebenslehre. Nur der Sozialismus aber konnte auch einen solchen Menschen vorwärtsführen, alle in seinem Herzen schlummernden guten Keime zur Entfaltung bringen. Das Mag Winter von Victor Adler sagte, daß gilt auch von ihm: Wissenschaftliche Erkenntnis und Kraft des Gefühls müssen zusammenwirken, damit der sozialistische Mensch werde!

Dank Dir, lieber Mag Winter, daß Du uns nach Deinem Tode noch daran mahnt! Wir haben Dir keinen neuen Nachruf geschrieben, um Dich zu ehren, wir haben Deine Stimme nochmals zu uns sprechen lassen, damit sie uns in einer Zeit der Verwirrung daran erinnere, daß die Humanität das Herz des Sozialismus ist — daß nur ein guter Mensch ein guter Sozialist sein kann — daß es eine Erfüllung des Sozialismus mit der Peitsche nicht gibt! J. H.

„Koller“ = Zwangsjacke

Ein Lobsuchtsanfall, den auch ein normaler Mensch gelegentlich und aus guten Gründen erleiden kann, wird „Koller“ genannt. Kaum jemand dürfte wissen, daß das Wort „Koller“ ursprünglich eine Art Halsrüstung bezeichne, später auch einen gewöhnlichen hohen Halskragen. „Koller“ heißt also nicht der Hutanzug, sondern bezeichnet vielmehr etwa eine Zwangsjacke, in die man den Lobenden stecken sollte.

Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 374.

Von Eugen Ra n f t, Basel, Schweiz, (derzeit in Spanien)

Schwarz: Kf5, Td7, d8, Lc5, g2, Bf2, h3. (7)



Weiß: Kh4, Db7, Ta5, e6, Lf1, h6, Sc7, f4, Bc6. (9)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drukwka 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 371: Sg6—f4!

noesen ein: Bortel Wilholm, Arnsdorf b. Tetschen; Dinaebier Emil, Tetschen; Nitsch Rosa, Trupschitz; Tepper Franz, Karlsbad; Schöffel Anton, Schöbritz; Amten Rudolf, Tetschen; Rudek Peter, Brück; Bartl Rudolf u. Schaffer Heinz (zwei 14jährige Jugendgenossen, welche auch fernerhin sich an den Lösungen beteiligen wollen), Kleische b. Aussig, Schöpka Josef, Komotau; Hyna Josef, Hostomitz; Habl Erwin, Lohmüller Hans, Freundl Anton, Chimiak Teo, Hofeld Otto, sämtlich Nestersitz; Strache Rudolf, Klitzig Rudolf, Richter Oswald, Strache Karl, Richter Heinrich, Pfeiffer Ernst, sämtlich Groß-Priessen; Tröster Kurt und Schmidt Willi, Klein-Priessen; Strohschneider Willi, Waltze; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau; Berger Josef, Klein-Augezd; Havel Franz, Modlan.

Partie 148. Spanisch.

Gespielt zu Ostern 1937 in Bern, Arbeiterschachturnier.

	Weiß:	Schwarz:
	Perekmans, Paris	Böhm, CSR.
1.	e2—e4	e7—e6
2.	Sg1—f3	Sb8—c6
3.	Lf1—b5	d7—d6
4.	d2—d4	Lc8—d7!
5.	d4×e5?	Dies führt zur vorzeitigen Oeffnung des Spieles, welches jedoch zu Gunsten von Schwarz ausfällt, wie die Partiefolge deutlich demonstriert. Richtig war: 5. Sc3! e×d4, 6. Sf3×d4. S×d4. 7. D×d4 usw.
6.	Sf3×e5	Sc6×e5
7.	Se5×f7?	Ld7×b6!
Abenteuer aus; Weiß rechnet wohl nur mit 7. — — — K×f7, 8. Dh5+ nebst D×b5 oder Qualitäts-gewinn auf h3; aber Schwarz setzt nun auf's Ganze.		
8.	Sf7×h3	Dd8—e7!!
9.	Lc1—e3	De7×e4+
		Sg8—f6

Um Dh5 zu verhindern.

10.	Th1—g1	d6—d5
11.	Sb1—d2	De4—e5
12.	Sd2—f3	De5×b2
13.	Ta1—b1	Lf8—b4+!
14.	Lc3—d2	Lb4×d2+
15.	Ke1×d2	Nimmt der Springer, so De5+ mit Springergewinn.
16.	— — —	Sf6—e4+!
17.	Kd2—c3	Db2—c3+
18.	Ke3—f4	g7—g5+!
19.	Sf3×e5	De3—f6+
		Df6—f2

Ein flotter Husarenritt! Der Führer der schwarzen Steine verliert unbeschränkte Anerkennung.

(Anmerkungen von A. Michel, Zürich.)

— O —

Schachgenossen!

Gründet Schachabteilungen in den Aius-Unionsvereinen.